

(Einige) Juden und Antisemiten im Berliner Literaturbetrieb der Fontanezeit

von Dr. Hannah Lotte Lund*

„Berlin ist groß, und wimmelt zu allen Zeiten von Literaturfreunden beiderlei Geschlecht's; dilettierende Lieutenants, Studenten mit erster Liebe und poëtische Frühgeburten, sentimentale Jungfrauen im Schillerstadium, und emancipationssüchtige mit der George Sand auf der Lippe und der Hahn-Hahn in der Tasche - füllen hier bald einen Hörsaal. (...) Daß ich Dir ein bessres Publikum als obiges wünsche, liegt am Tage.“¹

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr verehrtes Podium,
liebe Freunde Fontanes und jüdischer Kulturgeschichte,

wie mit diesem Zitat aus der Sicht eines der prägnantesten Kritikers der Berliner Gesellschaft und ihrer Literatur - Theodor Fontane! – angedeutet, ist der Literaturbetrieb der preußischen und dann deutschen Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ebenso wie die von ihm produzierten Netzwerke und geistesgeschichtlichen Debatten, viel zu schillernd, um ihn im Rahmen eines Vortrags einfangen zu können. Auch Fontanes Äußerungen zu Juden und Antisemiten in der Kultur seiner Zeit schillern vergleichbar, zwischen der Abwehr rassistischer „Ungeheuerlichkeiten“ und eigenen antisemitisch inspirierten Warnungen vor „Verjüdelung“ der deutschen Kultur, so dass sie in Germanistik und Biographik eine zwar verspätete, aber anhaltende Forschungsdebatte auslösten. Unter exemplarischem Verweis auf zwei grundlegende Arbeiten zu Fontane im Literaturbetrieb seiner Zeit² und Fontanes, vorsichtig

* Podiumsbeitrag zum 31. Waisenhausgespräch am 6. Mai 2014 im ehemaligen Jüdischen Waisenhaus in Berlin Pankow

¹ Theodor Fontane an Wilhelm Wolfsohn; Spätsommer 1846, in: Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn. Eine interkulturelle Beziehung, hg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, Tübingen 2006, S. 25.

² Roland Berbig: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen, Zeitschriften, Verlage und Vereine, Berlin 2000.

ausgedrückt, ambivalentem Verhältnis zum Judentum³, wirft dieser Beitrag Schlaglichter auf drei Momente der Begegnung von Juden, Antisemiten und Fontane in der Literatur seiner Zeit.

„Habe Dank für Deine Bemühungen, mich ins deutsche Publikum einzuschmuggeln“⁴

(1840ff: in Café und Verein)

1840 war die Zeit der so genannten „berühmten Berliner Salons“ gerade vorbei – allerdings noch so präsent, dass Nachleb die den „Geist Rahels“ durch die Jägerstraße schweben sehen wollten, die Räume der Salons aufsuchten.⁵ Das Geschehen in diesen war aber wesentlich formalisierter – nicht ohne Grund hatte Heinrich Heine *Tee-tisch auf Ästhetisch* gereimt. Und nicht mehr die unmittelbare produktive Verbindung von Literatur, gesellschaftlichem Experiment in privater Geselligkeit, bei der vor allem in den Häusern gebildeter Jüdinnen Texte in Entstehung vor einem gemischten Zirkel vorgetragen und diskutiert wurden, war gegeben. Wenn in der Kulturgeschichte dennoch auf ein Aufblühen der Berliner Geselligkeitskultur nach 1840 verwiesen wird⁶, sind damit überwiegend rein literarische und vor allem kunstorientierte, eher elitäre Geselligkeiten gemeint und die jetzt aufblühenden literarischen Vereine.⁷ Im Vormärz im stagnierenden Berlin, Fontanes Schüler- und Lehrlingszeit, schienen literarische Geselligkeit und aktuelle gesellschaftliche Fragen unvereinbar. Auch bald nach der nur kurzen Wirkungszeit der Revolution in Berlin war für Gesellschaftskritisches kein Platz im Salon. Wie eine Teilnehmerin schrieb: „Kam man auf gefahrvolle Stellen, so bekam die Konversation wieder einen Ruck nach der pastoralen Seite“.⁸ Stattdessen

³ Grundlegend: Michael Fleischer: „Kommen Sie Cohn.“ Fontane und die „Judenfrage“, Berlin 1998. Hier auch ein guter Forschungsüberblick.

⁴ Theodor Fontane an Wilhelm Wolfsohn, 10.11.1849, in: Fontane-Wolfsohn, S. 37

⁵ Vgl. beispielsweise die Schilderung eines Besuches in der Jägerstraße durch Fontanes Zeitgenossen und Kollegen Julius Rodenberg. „Mir war als schwebte der Geist Rahel’s noch über diesem Salon“, in: ders. Erinnerungen aus der Jugendzeit, Berlin 1899, S. 177.

⁶ Petra Wilhelmy spricht von anfänglicher Wiederbelebung der Salonkultur durch die Königliche Politik, 1845 habe es 14 große Salons gegeben (wobei der Unterschied zu der von ihr so benannten salonartigen Geselligkeit nicht immer ganz klar wird). Petra Wilhelmy, *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780-1914)*, Berlin 1989, S. 167. Neben die Literatur trat bildende Kunst als wesentliches Thema, unter anderem bei Henriette Paalzow und den Frauen Olfers.

⁷ Zu den Veränderungen der Berliner bildenden Geselligkeit um 1840 ausführlicher s. Hannah Lotte Lund: *Die Universität in der Stadt 1810-1840*, in: *Geschichte der Universität Unter den Linden*, hg. von Heinz-Elmar Tenorth, Berlin 2013, S. 325-380.

⁸ Marie von Olfers, 28.8.1848, in: dies: *Briefe und Tagebücher*, 2. Bde., Berlin 1928-30, Bd. 1, S. 26, zit. nach: Wilhelmy, *Salon*, S. 192.

wurden Cafés zum Treffpunkt der dichtenden und kritischen Köpfe, zum Ort der literarischen und der heimlichen politischen Debatten. *Josty* und *Stehely* sind bekannte Namen von Cafés, die die Opposition bei sich versammelten und wo „Spritzkuchen und Journale den Geist der Neuerung befördern halfen“.⁹

Wie Edda Ziegler und Gotthard Erler in *Lebensraum und Fantasiewelt* dargelegt haben, hat Fontane in seinen Anfangsjahren in Berlin allerdings „nicht in diesen Hauptquartieren der preußischen Intelligenz verkehrt, sondern in den drittrangigen Konditoreien des Berliner Nordens“¹⁰. Dort trank er, „nachdem er einen Wall klassischzeitgenössischer Literatur, den Beobachter an der Spree, den Freimütigen, den Gesellschaftler und vor allem mein Leib- und Magenblatt, den Berliner Figaro um mich her aufgetürmt hatte, meinen Kaffee. Selige Stunden“.¹¹ Gesellschaftlich eher unerfahren und ohne weiter reichende Beziehungen näherte sich Fontane dem Berliner literarischen Leben vom Rande. 1840 noch war er primär Zuschauer, der, wie er schreibt, „mit der Feierlichkeit eines Kirchgängers, ja sogar in der sonntäglichen Aufgeputztheit eines solchen“ an seinen freien Nachmittagen zu Stehely pilgerte.¹² Vier Jahrzehnte später war er selber eine literarische Größe, sichtbar und besichtigt werdend etwa im Café Kranzler. Die Ausgangsposition als „literarisch interessierter Außenseiter“¹³ aber mag ihn in seiner Einstellung zu gesellschaftlich erfolgreichen Gruppen und exklusiveren Zirkeln bis in diese Zeit geprägt haben. Missachtung, wie etwa durch den märkischen Adel an seinem 75. Geburtstag, oder Respekt von der falschen Seite, von seinen zahlreichen jüdischen Lesern, empfand er trotz Erfolg als tiefe Kränkung.¹⁴

Nicht aber erst zu seinem 75. Geburtstag summierte Fontane ‚die Itzigs‘ gegen ‚die Itzenplitze‘ – schon die Anfänge des Dichters Fontane wurden gleichermaßen und nachweislich parallel von einem liberalen Adligen und einem russischen Juden begleitet, von Bernhard Lepel (1818-1885) und Wilhelm Wolfsohn (1820-1865). Anders formuliert: Fontanes Einstieg in den Literaturbetrieb erfolgte über Dichtervereine und gute Freunde.

⁹ Gutzkow, Karl, *Unter dem schwarzen Bären. Erlebtes 1811-1848*, Berlin 1971, S. 247.

¹⁰ Edda Ziegler/Gotthard Erler, *Theodor Fontane. Lebensraum und Fantasiewelt. Eine Biographie*, Berlin 1996, S. 41.

¹¹ Zit. nach Ziegler/Erler, *Lebensraum*, S. 40.

¹² Theodor Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig*, in: ders.: *Autobiographische Werke*, Berlin 1961, S. 282.

¹³ Ziegler/Erler, *Lebensraum*, S. 38.

¹⁴ Vgl. das Gedicht „An meinem 75.“, das erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde.

Wesentlich war für ihn der *Tunnel über der Spree*. Dieser Club, 1827 von dem Satiriker Moritz Saphir gegründet und von Emanuel Geibel als „Kleindichterbewahranstalt“ bespöttelt, erwies sich für Fontane eben durch seine Mischung als wichtige Etappe, als „Dichterverein“, der „durch entgegenkommendes Verständnis [der Kunst] besser diente als der fachmännische Betrieb“. „Lauter ‚Werdende‘ waren es, die der Tunnel sonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffee lokale versammelte“¹⁵. In seinen Riten eine Persiflage auf das boomende Vereinswesen des 19. Jahrhunderts erlaubte der *Tunnel* Fontane, sein dichterisches Handwerk zu verfeinern, im Genre Preußische Balladen zu exzellieren, und vor allem Bekanntschaften zu knüpfen, „Konnektionen“, die zum Teil lebenslang hielten, wie die zu Adolph Menzel, zu Franz Kugler, dessen Haus ein weiterer gesellschaftlicher Anlaufpunkt war, und zu Paul Heyse.

Mit Wilhelm Wolfsohn, den Fontane im von ihm so genannten Leipziger *Herwegh-Club* kennen gelernt hatte, und Bernhard Lepel diskutierte Fontane oft parallel seine Werke der 1840er und 1850er Jahre und wie man diese an den Mann und die Frau bringen könne. Beide versuchten, ihm bei der Etablierung zu helfen. Wolfsohn vermittelte ihm u.a. die Tätigkeit bei der *Dresdener Zeitung*, fand für den noch unbekanntem Autor einen Verleger, Moritz Katz, und warb bei anderen Zeitungen für Abdrucke Fontanes. Lepel brachte Fontane in den *Tunnel über der Spree*, unterstützte ihn mit Geldbeiträgen, warb u.a. bei Tunnelianern für weitere Finanzschübe und beriet ihn vor allem in poetischen Fragen. In den 1840er Jahren teilten die drei Männer noch einige Herausforderungen, sich im deutschen Literaturbetrieb zu etablieren. Fontane kümmerte sich um die Freunde, sucht Absatz für deren Texte und half Wolfsohn z.B. in Passangelegenheiten. In seinen Erinnerungen ist bezeichnender Weise von beiden vor allem vermerkt, wie hilfreich und tolerant sie sich ihm, Fontane gegenüber, gezeigt hätten.

Gabriele Radecke hat die Briefwechsel mit den zwei ältesten Freunden im Vergleich gelesen und herausgearbeitet, wie Fontane in durchaus schriftstellerischem Kalkül beide in unterschiedlichem Stil zu unterschiedlichen Unterstützungsfunktionen her-

¹⁵ Fontane, Autobiographische Werke, S. 457f.

anzieht, ihnen aber auch sehr private Überlegungen anvertraute.¹⁶ Seine bekannte, schöne kritische Selbsteinschätzung zur Liebe und Eifersucht schrieb Fontane beispielsweise an Wolfsohn.

Allerdings ist in der Forschung umstritten, inwieweit Fontane die Situation eines aus dem aufgeklärten Judentum Odessas stammenden Schriftstellers richtig einschätzen konnte – oder wollte.¹⁷ Wolfsohn selbst beklagte sich über mangelnde Anteilnahme Fontanes, dem er unbedingte Unterstützung zugesagt und gewährt hatte. Fontane fasste seine Dankbarkeit eher so: „Für deine Johannes Rolle betreffs des Dichtermessias Theodor Fontane sag' ich Dir meinen Dank. Sollt' ich bei der Gelegenheit ohne allweitre Bemühung zur Unsterblichkeit gelangen, so würde mir das so angenehm sein, daß ich mich zu einem Sonett an C.W. Wolfsohn entschließen könnte.“¹⁸

Zu den literarischen und finanziellen Problemen kamen bei Wolfsohn politische: Er war nach Leipzig zum Studium gekommen und brauchte die Promotion nicht nur, um eine Familie zu finanzieren, sondern als Nachweis des Wohlverhaltens. Wolfsohn arbeitete wie Fontane an einer Grundlage für eine Familie, aber seine Liebe galt einer Andersgläubigen, einer Christin. Die Möglichkeit einer konfessionsgemischten Eheschließung war zwar in einigen Bundesstaaten gegeben, wurde aber bald nach 1849 überall widerrufen. Über elf Jahre arbeitete Wolfsohn an einer Einbürgerungs- und an einer Heiratsgenehmigung, die ihm schließlich nur durch persönliches Entgegenkommen eines Bürgermeisters gewährt wurde. In *Von Zwanzig bis Dreißig* beschreibt Fontane diese Bemühungen korrekt, während sie noch andauerten, scheint er sich aber zurückgehalten zu haben.

In den 1860er Jahren wurde der Kontakt zu Lepel wie Wolfsohn oberflächlicher, wofür als Grund durchaus denkbar ist, dass Wolfsohns Kontakte nicht mehr gebraucht wurden, dieser aber auch in Berthold Auerbach einen interessierteren Gesprächspartner zum Themenbereich jüdische Emanzipation gefunden hatte. Lepel war und blieb der eifrigste Tunnelianer (der 200 eigene Beiträge leistete), aber hatte sich nicht

¹⁶ Vgl. Gabriele Radecke: Theodor Fontanes literarische Briefgespräche mit Wilhem Wolfsohn und Bernhard Lepel, in: Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn. Eine interkulturelle Beziehung, hg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, Tübingen 2006, S. 373-388.

¹⁷ Die Herausgeberinnen des Briefwechsels finden dafür die überzeugende Formel von „dem nicht stattgehabten interkulturellen Dialog“. Hanna Delf von Wolzogen, Einleitung, in: Fontane-Wolfsohn, S. XI-XXIV, hier S. XIII.

¹⁸ Theodor Fontane an Wilhelm Wolfsohn; Spätsommer 1846, in: Fontane-Wolfsohn, S. 25

als Autor etablieren können und ging zurück zum Militär. Die Überschneidungen der Lebensbereiche wurden auch hier geringer. In seinen Erinnerungen *Von Zwanzig bis Dreißig* kommt Fontane zu einer sehr speziellen Würdigung Wolfsohns als Mann, der fast als „Abbé“ hätte durchgehen können, - „hätte nicht sein kluger interessanter Kopf die jüdische Deszendenz bekundet.“¹⁹

Wie Michael Fleischer zurecht betont, findet diese „Orientalisierung“ aber erst retrospektiv statt.²⁰

Zugespißt aber nicht ohne Berechtigung lässt sich sagen: In den Lebens- und Freundschaftszeugnissen aus der Lebenszeit Wolfsohns thematisiert Fontane dessen Jüdischsein fast weniger als diesem lieb wäre. Im Gedicht „Einem Freunde in Odessa“ hatte Fontane Wolfsohn geschrieben: „Flieh, Du bist nicht heimisch dorten. (...) / Auf! Es beut nur Deutsche Sitte / Dir der wahren Heimat Glück“.²¹

1850-90 – Parallelkarrieren.

„Wer ist das: Ein deutscher Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der in seiner Jugend mit Gedichten debütiert hatte, in denen er für Schleswig-Holstein Partei ergriff, und die Theodor Storm - dem er ebenso wie Paul Heyse jahrzehntelang verbunden blieb - 1854 einer eingehenden Kritik würdigte? Der sodann im Berliner „Tunnel über der Spree“ und im Salon Franz Kuglers heimisch wurde? Der danach (...) nach London ging (...) für die feuilletonistische Prosa gewonnen wurde? (...) ganze Reise- und Wanderbücher folgten, ausgezeichnet durch Interesse für die Geschichte (...) Der seine Aufmerksamkeit mehr und mehr dem alten wie dem neuen Berlin zuwandte, wo er (...) 1859 den endgültigen Wohnsitz genommen hatte? Der sich weiter einen Namen machte durch Gesellschaftsromane, (...) Der „Welt“ ständig als Korrektiv zu „Heimat“ und „Provinz“ zu nutzen wusste (...) der einer der fleißigsten Briefeschreiber seiner Zeit war, (...)der insbesondere mit seiner Frau - er blieb ihr in 50jähriger Ehe verbunden - zahllose Briefe wechselte?

¹⁹ Fontane, Autobiographische Werke, S. 379.

²⁰ Vgl. Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 21ff.

²¹ Februar 1844, in: Fontane-Wolfsohn, S. 20.

Kein Zweifel: Jeder würde an diesen Merkmalen unfehlbar *Theodor Fontane* zu erkennen glauben, und dennoch ist es nicht sein Steckbrief, den der Fontane-Kenner Hans Heinrich Reuter als Einleitung nimmt, sondern der eines Zeitgenossen und Bekannten, der heute nahezu ganz vergessen ist: Julius Rodenberg (1831-1914).²² Der Dichter, Theaterkritiker, Wanderschriftsteller und Herausgeber Rodenberg ist für unser Thema doppelt interessant, da er mit diesen faszinierenden Parallelen in der Schriftstellerkarriere eine Zentralgestalt des Berliner und deutschen Literaturbetriebs der Fontanezeit war, zu Lebzeiten wesentlich erfolgreicher als Fontane und jüdischer Herkunft – eine Kombination, die diesem nicht unbedingt Sympathie abtrotzte.

Rodenberg wird heute vor allem noch genannt als Herausgeber der zentralen deutschen Kulturzeitschrift, der *Deutschen Rundschau*, der u.a. Fontane oder Storm wichtige Erstdrucke verdanken. Oder er wird in Stadtlexika als Berlin-Flaneur genannt, als „Rodenberg, eigentlich Levy, Berliner Schriftsteller“. Begraben wurde er hingegen 1914 mit allen städtischen Ehren und als Nachfolger der Weimarer Klassik. Rodenberg hatte seinen Geburtsnamen mit staatlicher Erlaubnis gegen den seiner Heimatstadt getauscht, blieb aber zeitlebens jüdischer Konfession, auch wenn er mit dem – nahezu *fontanesken* – Glaubensbekenntnis zitiert wird: er liebe eigentlich nur das Menschentum. Eine Karriere im Staatsdienst blieb dem promovierten Juristen trotz eloquenter Bitten um eine Ausnahmenregelung verwehrt, weshalb er sich als freier Schriftsteller niederließ. Um am Ende zu beginnen: Rodenberg wurde zu seinem 70. Geburtstag die Ehre zuteil, eine Straße - nach ihm benannt - begehen zu können; er wurde an den kaiserlichen Hof zu Festen gebeten und konnte zu seinem Jubiläum die gesammelte Stadtprominenz um sich versammelt sehen. In seiner Zeitung *Deutsche Rundschau*, die er 40 Jahre lang leitete, bündelte er die literarische Prominenz der Zeit, von Storm bis Turgeniew, Fanny Lewald oder Marie von Ebner-Eschenbach. Er gilt zu Recht als ein Wortführer in der Literatur der Bismarckzeit.

Wenn man sich die ungedruckten Tagebücher Rodenbergs ansieht, kann man eine Zielstrebigkeit des Bekanntschaften-Machens und auch des Sich-in-eine-Reihe-Stellen mit der Tradition ablesen. Er ließ es sich angelegen sein, im Salon der Ludmilla Assing, Nichte Rahel und Karl August Varnhagens, Stammgast zu werden, als zentrale Schnittstelle des Liberalismus mit dem Geist (und den Vertretern) der Auf-

²² Theodor Fontane: Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation, hg. von Hans-Heinrich Reuter, Berlin 1969, S.Vf.

klärung – eine Schnittstelle, die Fontane, soweit ich weiß, nicht interessiert hat oder ihm nicht zugänglich war.

Eine zweite Anlaufstelle war das Haus der Brüder Grimm, mit dem Dichter und Kunsthistoriker Hermann Grimm, dem Sohn Wilhelms, verband ihn eine lebenslange Freundschaft – was insofern ein Licht auf die vielschichtige Geisteshaltung einzelner wirft, als Grimm später im *Berliner Antisemitismusstreit* die antisemitische Position Heinrich Treitschkes verteidigen sollte.

Rodenberg führte, zunehmend erfolgreich, unterschiedliche Zeitschriften als Redakteur; auch eine Modezeitung, den *Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft*, zunächst zusammen mit Ernst Dohm, dem *Kladderadatsch*-Redakteur, Ehemann der für Emanzipation schreibenden Hedwig Dohm und Großvater Katja Manns.

Mit Rezensionen und Vorabdrucken waren die von Rodenberg herausgegebenen Organe für knapp 30 Jahre wesentlich für Fontane. Trotz (oder wegen?) dieser beruflich engen Verbindung und der auffallenden Lebensparallelen verband Rodenberg und Fontane eine der merkwürdigsten Korrespondenzen, nach Reuter eine der wenigen, bei der Fontane nicht „plauderte“. Er schrieb nicht an eine Person, sondern eine Macht, eine Instanz²³, die es allerdings zu umwerben galt beziehungsweise umwarben sich beide zum Besten ihrer Literatur. Beim Zusammentreffen dieser zwei so sprachbewussten Männer wäre es noch ein lohnendes Projekt, private und verschickte Schreiben nebeneinander zu legen.²⁴ Zu Fontanes erstem Roman heißt es in Rodenbergs Tagebüchern: „An Fontanes *Vor dem Sturm* wüрге ich nun schon bald acht Wochen, es ist nicht zu sagen, was das für ein albernes Buch ist! (...) Wenn nur Fontane nicht ein so feiner, lebenswürdiger und gescheiter Mann wäre...“ Die Rezension Rodenbergs war dann deutlich abgewogener und Fontane nahm sie mit Würde auf, was diesen wiederum beeindruckte: „Sie lösen die Gentleman-Aufgabe, wohltuend zu loben und zu tadeln“, hieß es im Dankschreiben an Rodenberg und dieser kommentierte in seinem Tagebuch: „[Fontane] ist eine von den seltenen anständigen Naturen, die für andre noch Anerkennung sind und die man durch Tadel nicht verletzt, versteht sich, wenn er in anständiger Weise vorgebracht wird.“²⁵

²³ Vgl. Hans-Heinrich Reuter, Einleitung, in: Fontane, Rodenberg, S. XXXVII.

²⁴ An Rodenberg 29.1.1879, in Fontane, Rodenberg, S. 21.

²⁵ Julius Rodenberg, Tagebucheintrag vom 30.1.1879, in Fontane, Rodenberg, S. 179.

Das liest sich wiederum anders, wenn man Fontanes Ehebriefwechsel liest. *Ellernklipp* wurde zunächst abgelehnt, daraufhin war in den Briefen Fontanes „Rodenberg ein Esel mit dem ich fertig bin...“²⁶ Später sollte es zusammenfassend heißen: „mit meinem Freunde Rodenberg, trotzdem ich ihm - sehr gegen meine Natur und Neigung - geradezu die Cour gemacht habe, weil ich sein Journal für sehr gut und ihn selber für einen sehr guten Redakteur halte, hab ich nie auf einen grünen Zweig kommen können.“ (Allerdings ging dies an einen konkurrierenden Redakteur.)²⁷ Nachdem, wie die anderen Referate gezeigt haben, es nicht viel brauchte, um Fontane auf das Konzept einer jüdischen Vorherrschaft in der Kultur zu bringen, hat es mich eher verwundert, dass Fontane Rodenberg, der ihm Texte auch ablehnte, lange liegen ließ oder zerteilte, zwar manchmal wütend aber immer achtungsvoll gegenübertrat.: „Vielleicht könnte R. anders sein; ich selbst bin nicht immer zufrieden mit ihm gewesen, habe aber regelmäßig nachgegeben [...]. Es liegt doch so, da wir in Deutschland nur dies eine Journal haben, das ganz „zweifelsohne“ ist und dafür muß man Opfer bringen. Mir ist das Honorar, das mir die Rundschau zahlt, lieber, als das doppelt so hohe von wo anders her und Rodenbergs Ängstlichkeiten ertrage ich lieber, als den Kompromißstempel, den andre vielgelesene Blätter allem aufdrücken, was in ihnen erscheint.“²⁸ 1896 löste Fontane das Arbeitsverhältnis auf, vorrangig aus dem Grund, dass Rodenberg ihm zu viel in die Texte eingriff, dass er, stilistisch immer noch dem poetischen Realismus verhaftet, mit den sozialkritischeren oder moderneren Tendenzen Fontanes wenig anzufangen wusste. Aber auch in dem längeren Tagebuchabschnitt, in dem Fontane seinen Bruch mit Rodenberg bedauert und ihn mit dessen Redaktionsverfahren und Geschäftssinn begründet, geht er auf dessen jüdische Herkunft nicht ein.²⁹

Bezeichnend ist vielleicht der einzige Moment, wo Fontane dies tut, in seiner Beiläufigkeit – eine Bemerkung in Klammern. Im Mai 1884 schrieb Fontane an Lepel: „Die Ausfliegezeit beginnt und der halbe Rütli steht auf dem Sprunge. Zöllner geht nach Nenndorf, Schwefelquelle bei Rodenberg. Rodenberg, der sich nach diesem Orte nennt (eigentlich Lewy; seine Nase besiegelt es) wird (...) das Festspiel zur Schiller-

²⁶ An Emilie Fontane, 10.8.1880, in: Emilie und Theodor Fontane: die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel 1873-1898, hg. von Gottard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler, Berlin 1998, S. 232.

²⁷ An Gustav Karpeles, 24.6. 1881, in: Theodor Fontane: Werke, Schriften, Briefe. Abteilung IV: Briefe, 5 Bde., München 1980, Bd. 3, 146.

²⁸ An Moritz Necker, 9.4.1894, in: Briefe 1980, Bd. 4, S. 340.

²⁹ Vgl. Fontane, Tagebucheintrag 1896, in: ders.: Tagebücher 1866-1882. 1884-1898, hg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler, Berlin 1995, S. 264-266.

Feier am 11. November machen.“³⁰ Ungeachtet dieses „eigentlich Levy“, mit dem sich Fontane in geistiger Nachbarschaft seiner Zeit und den Stadtlexika des 21. Jahrhunderts befindet, feierten Fontane und Rodenberg, beide Vorstandsmitglieder des Berliner Zweigs der Schillerstiftung, 1884 im Hotel Imperial deren 25jähriges Bestehen und Schillers 125. Geburtstag gemeinsam. Zu Fontanes 75. Geburtstag schrieb Rodenberg eines der verehrungsvollsten und zugleich persönlichsten Gedichte.

1880 Antisemitismus privat und öffentlich

„Rütli bei mir; zugegen Zoellner, Heyden und Senator Eggers. Viel über die Judenfrage debattiert.“³¹ Der dritte historische Moment liegt 1880/81, auf dem Höhepunkt des „Berliner Antisemitismusstreits“³², den Zeitgenossen Treitschkiade nannten, weil er wesentlich ausgelöst war durch einen Aufsatz des Geschichtsprofessors Heinrich von Treitschke 1879 in den *Neuen Preussischen Jahrbüchern* „Unsere Aussichten“. Den Artikel zu analysieren, würde hier zu weit führen, ihn aber einmal mit Fontanes Ansichten detailliert zu vergleichen könnte der hier debattierten Frage einiges an Denkstoff geben und sei nachhaltig angeregt. Treitschke forderte u.a. nach der politischen nun eine innenpolitische Einigkeit der Deutschen und ging auf ein Rumoren in der deutschen Bevölkerung ein, das er zu bemerken glaubte, und wonach die Juden diese Einigkeit nicht bzw. nicht genug anstrebten, zu fremd blieben. Das entscheidende rhetorische Mittel war bei Treitschke die Beschreibung bzw. das Herbeischreiben eines deutschen Unbehagens an den Juden. Der Artikel gipfelt in dem Satz, der später als Schlachtruf der NS-Zeit bekannt wurde, auch dieser als Zitat von Volkes Stimme angeführt: „Die Juden sind unser Unglück.“³³

Treitschke war keineswegs der erste, der in dieser Richtung argumentierte, im selben Jahr veröffentlichte Wilhelm Marr sein Buch *Der Sieg des Judentums über das Germanentum*, das im ersten Jahr 12 Auflagen erlebte und den Begriff Antisemitismus

³⁰ Theodor Fontane an Lepel, 27.5.1884, in: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe, Bd.1, hg. von Gabriele Radecke, Berlin 2006, S. 630.

³¹ Fontane, Tagebuch, 15.1.1881, zitiert nach Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 97.

³² Zur Benennung und Neu-bewertung siehe die kommentierte Quellenedition: „Der ‚Berliner Antisemitismusstreit‘ 1879-1881. Im Auftrag des Zentrums für Antisemitismusforschung hg. von Karsten Krieger, 2 Bde., München 2003.

³³ Heinrich von Treitschke, Unsere Aussichten, zit. nach: Berliner Antisemitismusstreit 2006, S. 14.

popularisierte (vor allem aber den des Semiten so definierte, dass auch getaufte Juden dazu gehörten).

Der antisemitische Hofprediger Adolph Stoecker hielt eine Predigt über *Unsere Forderungen an das moderne Judentum*, die darin gipfelte, dass Israel aufhören müsse, die Weltherrschaft anzustreben. Von ähnlich großer Breitenwirkung waren die Artikel Otto Glagaus in der *Gartenlaube*, in denen Juden für die Wirtschaftskrise seit 1873 verantwortlich gemacht wurden.

Treitschke, der sich u.a. von Stöcker als Agitator distanzierte, gilt heute als derjenige, der Antisemitismus hörsaal- und salonfähig machte. Die Debatte über jüdische und deutsche Identität und vor allem die Zugehörigkeit der Juden zum deutschen Volk beherrschte den Berliner öffentlichen Diskurs mindestens bis 1881 und wurde, wie zitiert, als „Judenfrage“ in privaten Geselligkeiten debattiert, aber vor allem in Zeitungen, im Parlament, in wissenschaftlichen Organen und der Berliner Straßenbahn.

Zunächst hatten - und das bleibt auffallend - nur jüdische Publizisten sich gegen Treitschke gewehrt, Männer wie Ludwig Bamberger oder Heinrich Graetz. Eine wirkliche Wende trat ein, als Theodor Mommsen einen Gegentext veröffentlichte und als schließlich im November 1880 eine Notabeln-Unterzeichnung veröffentlicht wurde, die sich gegen die mehrfach geforderte Rücknahme staatsbürgerlicher Rechte verwahrte. Die von Bernhard Förster initiierte Antisemiten-Petition an den Reichstag mit über 250.000 Unterschriften, darunter 4.000 Studenten, in der die Rücknahme der Judenemanzipation nahegelegt wurde, blieb schließlich ohne Folgen.

Das scheint aber nicht selbstverständlich gewesen zu sein, denn Fontane schrieb an seinen Sohn: „Die nächsten Legislaturen werden sich gezwungen sehen, das Freiheitsmaß der Juden in den zwei bekannte Punkten, Schule und Justiz, einzuschränken“. Aufhorchen macht hier der Beginn des Briefes: „Du sollst sehen, Dein alter Papa wird doch schließlich in dieser Judenfrage das richtige gewollt haben.“³⁴ Wollte Fontane eine Rücknahme der Emanzipation, der 1871 erst zugestandenen Bürgerrechte, und wie vertrug sich die Einschränkung des „Freiheitsmaßes“ mit seiner engen Freundschaft zu Intellektuellen und Dichtern jüdischer Herkunft?

³⁴ An Theodor Fontane, August 1881, zit. nach Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 92. Hervorhebung von mir.

Ein enger Freund Fontanes und Mitglied des *Rütli*, einer Abzweigung des *Tunnel*, war Moritz Lazarus, Professor für Ethnologie und Schriftsteller jüdischer Herkunft. Wenn dieser anwesend war im *Rütli*, gab es keine Debatten der Judenfrage. „Die Rütlidebatte unterblieb; ich darf jetzt hinzusetzen: glücklicherweise. Ich hätte natürlich die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, andere Finger geben sich nicht dazu her - und hätte mich gründlicher verbrannt und meine freundschaftlichen Beziehungen zu Lazarus, die mir lieb und werth sind, in Frage gestellt. Habe wir einen christlichen Staat, so hab ich recht, haben wir bloß einen ‚Staat‘, so hat er recht.“³⁵

Lazarus selbst war anscheinend nicht nachhaltig erschüttert von den Debatten. Er spricht seiner Frau gegenüber von den Treffen des *Rütli* als „harmloser Zusammenkünfte“ temperamentvoller Männer: „Die Ansichten gehen oft diametral auseinander, aber niemals, auch nach dem hartnäckigsten Meinungs- oder Wortgefecht nicht entstehe eine Entfremdung.“³⁶ Lazarus hatte selber in die Debatte um jüdische und deutsche Identität eingegriffen mit einem Vortrag „Was heißt National?“, der auch gedruckt erschien. Darin führte er aus, dass nicht die Abstammung die Entscheidung für einen Staat beeinflusse: „Wir gehören nur einer Nation an, der deutschen. (...) Nur unsere Abstammung ist keine deutsche, wir sind keine Germanen; wir sind Juden also Semiten. Aber auch die anderen Theile der deutschen Nation sind von Abstammung keineswegs alle und reine Deutsche; nicht einmal sind alle Germanen.“³⁷ Vergleichbar könnte er auch mit dem hugenottisch abstammenden Fontane gestritten haben. Fontane mischte sich öffentlich nicht ein.

So deutlich und bisweilen erschreckend dieser sich in Tagebüchern und Briefen zur Debatte äußerte, so wenig nahm er öffentlich Stellung. Fontane zeigte sich erfreut, als ihn ein Lob Treitschkes zu seinem Roman erreichte, „das sei doch mal ein deutscher Roman, an dem man seine Freude haben könne“³⁸. Das allerdings war vor der Veröffentlichung des auslösenden Artikels und fiel in die Phase, als Fontane als Romanautor positive Resonanz noch nicht gewöhnt war. 1880 lernte man sich persönlich kennen und Fontane äußerte sich positiv über Treitschke als historischen Essay-

³⁵ An Bernhard von Lepel, 20.4.1881, in: Fontane, Briefe (1980), Bd. 3, S. 130.

³⁶ Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, zitiert nach: Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 98.

³⁷ Moritz Lazarus: Was heißt national? Ein Vortrag. In: Berliner Antisemitismusstreit 2006 S. 37-86, hier S. 53.

³⁸ An Emilie Fontane, 29.5.1879, zitiert nach: Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 81.

isten. Zu den antisemitischen Äußerungen Treitschkes schrieb er nichts, ein detaillierter Textstellenvergleich bei Michael Fleischer zeigt allerdings eine auffällige Nähe der Anschauungen.³⁹

Fontane zeigte sich hingegen – öffentlich – erleichtert, als es bei einer Theateraufführung von Paul Lindaus *Gräfin Lea*, die das Verhältnis einer Jüdin in adliger Familie zum Thema hat, nicht zum erwarteten Skandal kam: „Der je nach Neigung erhoffte oder gefürchtete Lärm blieb aus. Es beschäftigt sich einfach mit der uralten Frage der Ebenbürtigkeit, und plädiert für den Satz, dass das Individuum entscheidet und nicht die Ahnen. Und zu diesem Satz steh' ich tout de mon coeur.“⁴⁰

Im *Handbuch des Antisemitismus* hat Fontane einen Eintrag, der ihn von jeglicher Agitation gegen die Juden freispricht, auch von antisemitischen Darstellungen in den Romanen (wobei sich typische „Judenfiguren“ durchaus finden lassen). Aber deutlich wird darin betont, dass er in seinen Briefen neben antisemitischen Stereotypen die „radikale Absage an die Emanzipation aus dem Geist des Rassenantisemitismus“ übernimmt.⁴¹ Inwiefern diese Trennung zwischen Brief und Werk eine bewusste Entscheidung von Fontane war, wäre noch zu diskutieren. Gleichzeitig ist deutlich zu unterscheiden zwischen dem jungen und dem alten Fontane. Auch noch detaillierter untersucht werden müsste der Zusammenhang von Adel und Judentum in Fontanes Deutung. Fontane diskutiert die Juden und das Judentum in eben dieser Verallgemeinerung, oft im Zusammenhang mit dem Adel, der seine kulturelle Führungsrolle nicht genügend erfülle. In zahlreichen Anmerkungen zum kulturellen „refinement“ der Juden wird, wie Henry Remak zurecht formuliert, „das wachsende Ressentiment gegen die sogenannte Herrschaft des Judentums unübersehbar.“⁴² Der viel zitierte Brief des ganz späten Fontane ist nur die deutlichste Formulierung einer lang bedachten These: „Immer wieder erschrecke ich vor der totalen Verjüdelung der sogenannten ‚heiligsten Güter der Nation‘, um dann im selben Augenblick ein Dankgebet zu sprechen, dass die Juden überhaupt da sind. Wie sehe es aus, wenn die Pflege der hei-

³⁹ Michael Fleischer, Kommen Sie Cohn, bes. S. 87-112.

⁴⁰ Fontane, in: Vossische Zeitung, 23.1.1880, zitiert nach: Fleischer, Kommen Sie Cohn, S. 100.

⁴¹ Wolfgang Benz: Fontane, Theodor, in: ders. (Hg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2/1, Berlin 2009, S. 240f.

⁴² Henry H. Remak: Fontane und der jüdische Kultureinfluss in Deutschland. Symbiose und Kontrabiose, 2001, unter: http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz01_05/text06.htm [zuletzt eingesehen am 21.6.2014]

ligsten Güter auf den Adel deutscher Nation angewiesen wäre, Fuchsjagd, getünchte Kirche, Sonntagsnachmittagspredigt und jeu.“⁴³

In der Hochphase des Antisemitismusstreits fasst Fontane seine Haltung zum Judentum noch einmal zusammen - in ein Zugeständnis an die kulturelle Bildung und ein deutliches Unbehagen am angenommenen gesellschaftlichen Einfluss: „Ich liebe die Juden, ziehe sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor – denn es ist bis dato mit letztem nicht allzuviel – aber regiert will ich nicht von den Juden sein.“⁴⁴

Im Zusammenhang mit der Dreyfus-Affaire äußert Fontane eine stereotype Aversion vor der „Weltverschwörung“ des Judentums: „Die gesamte europäische Presse ist eine große Judenmacht, die es versucht hat der Welt ihre Meinung aufzuzwingen“. Aber aus Berlin-Brandenburgischer Perspektive fasst er noch einmal zusammen: „Ich [habe] [...] unserm von mir aufrichtig geliebtem Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird. Es ist eine Tatsache, der man sich schließlich unterwerfen muß und als Kunst- und Literaturmensch (weil man sonst gar nicht existieren könnte) mit Freudigkeit.“⁴⁵

In der Forschung wird zu Recht diskutiert, ob dieses Zitat, ebenso wie das „Kommen Sie Cohn“ als Ausdruck von Selbstironie, echter Abneigung oder Resignation zu lesen ist. Es ist ebenso bedeutsam, dass Theodor Fontane in dieser Zeit zwei Aufsätze zum Thema plante, wie es bedauerlich ist, dass sie nie zur Veröffentlichung kamen und nur als Skizzen überliefert sind: So ein Artikel zu „Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft“, den er 1879 Paul Lindau und Grosser anbot, mit dem bemerkenswerten Satz : „Es ist - was Sie von mir vielleicht nicht erwarten werden - ziemlich anti-adlig und sehr judenfreundlich abgefasst“.⁴⁶ Ebenso der Beitrag „Die Juden in unserer Gesellschaft“, den die Forschung auf das Jahr 1893 etwa datiert. In diesen Manuskripten wird eine der Fragen thematisiert, die als scheinbare Leitfrage auch im Antisemitismusstreit behandelt wird: der Einfluss der Juden in der Gesellschaft. Und

⁴³ An Martha Fontane, 20.3. 1898, zitiert nach: Schillemeit S. 504.

⁴⁴ An Philipp von Eulenburg, 21.11.1880, zit. nach Schillemeit, S. 499, Fn.

⁴⁵ An Herrn und Frau Guttman, 25.1.1890, zit. nach: Hannah Burdekin: The Ambivalent Author. Five German Writers and their Jewish Characters, 1848-1914, Bern 2002, S. 217.

⁴⁶ An Julius Grosser, 17.6.1879, Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Das Ländchen Friesack und die Bredows. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg, hg. von Gottfried Erler, unter Mitarbeit von Therese Erler, Berlin 1997, S. 416.

auch hier, wie in den Briefen, formuliert Fontane seine Betrachtungen zum Judentum unter einem „eigentümlichen kulturhistorischen Gesichtspunkt.“

Wenn der erste Aufsatz im Sommer 1879 fertig war, hat Fontane ihn möglicherweise mit Blick auf die kurz danach ausbrechende Antisemitismusdebatte nicht veröffentlicht. Mitte der 1890er Jahre scheint er doch Stellung genommen haben zu wollen: „Ahlwardt und seine Ungeheuerlichkeiten. Dies zuerst ausführlich behandeln und als unmöglich hinstellen“ steht da als zu behandelnder Punkt, sich beziehend auf den Berliner Rektor Hermann Alwardt, der 1892 antisemitische Kampfschriften veröffentlicht hatte. Die Liste geht weiter: „Menzel - Ich bin nicht eigentlich ein Philosemit. Mir ist das Germanische lieber“ und endet mit dem Vorhaben: „Die Juden als Träger feiner Bildung und Sitte. Natürlich vielfach nicht. Aber vielfach doch.“⁴⁷

Die ganze Fontanesche Ambivalenz, die judenfeindliche Haltung besonders des alten Fontane (Freunde ausgenommen) und das Talent zu widerhakenden Aperçus findet sich zugespitzt noch einmal in einem Brief an Georg Friedländer: „Die Judenfeindschaft ist, von allem Moralischen abgesehen, ein Unsinn, sie ist einfach undurchführbar.“ Fontane gibt zu, dass es moralische Einwände gegen Judenfeindschaft gibt, er diskutiert hier, im Briefwechsel mit dem Urgroßenkel David Friedländers, in bester aufklärerischer Tradition Judenfeindschaft, jüdischen und christlichen Geist - aber er kommt schließlich immer wieder auf den Punkt, dass die Juden wesentlich anders seien und unveränderlich anders.

Fontane hat organisierten Antisemitismus abgelehnt und sich gehütet, sich öffentlich zu äußern. Judenfeindschaft aber blieb nicht undurchführbar. Dass ein so kluger kritischer Dichter ihr angehangen hat, sollte uns immer wieder zu denken geben.

⁴⁷ Abgedruckt in: Fontane: Das Ländchen Friesack, S. 299.